

gen Zwischenräumen nach Hamburg, und jeder seiner Besuche war für Sidonie ein Freudenfest. Nur kurze Stunden waren sie beisammen, dann fuhr Johannes zu seiner Mutter, aber in diesen kurzgemessenen Stunden vertrauten sie sich gegenseitig ihre kleinen Erlebnisse an und unterhielten sich über Bedeutesendes und Unbedeutesendes. Aber die eine Frage, nach welcher Sidonie mit heimlicher Sehnsucht verlangte, die ihr liebendes, vielgeprüftes Herz erhoffte, die tat er nicht.

Auch mit Vogel traf Johannes zuweilen zusammen. Der hüdnervolle kleine Herr hatte sich ausgebeten, daß er nicht vernachlässigt werde. Auch er hatte Johannes am Ort seiner neuen Tätigkeit aufgesucht, aber nur ein einziges Mal. In der Gesellschaft der Schulmänner hatte er sich nicht behaglich gefühlt.

„Ich passe da nicht hin, Speersfeld. Nehmen Sie mirs nicht übel, wenn ich nicht wieder komme. Ein solcher großer Haufen von Gelehrsamkeit beieinander ist nicht mein Fall.“

Im Hause bei Johannes Mutter war manches anders geworden

Freilich Hermine mußte auch erst in ähnlicher Weise hereinsinken wie ihre Schwester Lilly damals mit Bob, bis die Mutter ihre Pläne seufzend aufgab, ihre Töchter an den ersten besten zu verheiraten.

Lilly sowohl wie Hermine waren ein paar fleißige und nützliche Geschöpfe geworden, dank Sidonies Fürsorge und Johannes Ermahnungen. Der Bruder hatte sich nicht verdrießen lassen, ihr Ehrgefühl zu wecken und seine und seines verstorbenen Vaters Lebensgrundsätze in sie hineinzu-pflanzen. Beide Schwestern hatten jetzt ihr eutes Auskommen, nicht in Hamburg, wo sie nur kurze Zeit geblieben waren, sondern die eine in Berlin, die andere in Goslar.

Was sie anbetraf, konnte Johannes also zufrieden und ruhig sein. Mehr Sorge machten ihm seine kleinen Geschwister, die nun auch heranwuchsen. Er schickte seiner Mutter so viel Geld, wie er nach seinen Abzahlungen an Sidonie noch übrig hatte, und doch wollte es nimmer reichen. Die Mutter höhnte und klagte in ihren Briefen, noch mehr aber, wenn er bei ihr war.

„Wenn du bei Blohm und Winkler gelieben wärest, hättest du mehr und könntest Proturist sein wie dein Freund, der Herr Vogel.“ Das war ihr ewiges Lied. „Du mußt dich reich verheiraten, Johannes, dann haben wir alle etwas davon.“

Der Sohn hatte solche Aeußerungen zu oft gehört und regte sich nicht mehr sonderlich darüber auf. Seine Mutter hatte eben für nichts anderes Sinn als für die kleinen Sorgen des Lebens, und kein anderes Trachten, als wie sie davon befreit wurde.

Auch Bob hatte Johannes wiedergesehen, aber es war sehr unersichtlich gewesen. Wie es vorauszu sehen war, sank der einst besser situierte, aber bodenlos leichtsinnige Mensch von Stufe zu Stufe, und Johannes entdeckte ihn eines Tages unter einer Schar von Schneeschippem, welche die Straße reinigten. Auch Bob hatte ihn erkannt, und der Gruß, den er Johannes zusandte, bestand in einer drohenden Bewegung der Schippe und einer halblaut gemurmelten Verwünschung. Er sah fürchtbar heruntergekommen und elend aus, und eine schreckliche Krankheit stand ihm auf dem Gesichte geschrieben.

Welch' entsetzliches Ende.“ dachte Johannes, indem er weiterging.

In dieser Zeit hatte Sidonie, ein ganz besonderes Erlebnis, das sie ihrem guten Freunde nicht vorenthielt. Sie erzählte es ihm bei einem seiner Besuche, als er wieder einmal an ihrem gedeckten Kaffeetischen saß.

Sie hatte einen ernstgemeinten Antrag bekommen.

Im besten Stockwerk des Hauses, das Sidonie mitbewohnte lag der reiche Besitzer, der ehemalige Großkaufmann und jetzige Rentier Oliver Grandson totkrank darnieder. Kein Arzt konnte ihm helfen, und sein Leben zählte nur noch nach Wochen und Monaten. Wenn Sidonie aus dem Hause fortging oder heimkehrte und bis zu jenem Treppenabsatz kam, wo der Eingang zur Grandsonischen Wohnung war, trat sie immer besonders leise und behutjam auf, um den Kranken zu schonen. Eine Familie besah er nicht, wohl aber einen Neffen, der auf die Nachricht von der schweren Erkrankung herbeigeeilt war und alle seine Zeit dem Leidenden widmete. Eine Pflegerin war gemietet worden, eine robuste, stets finster blickende Frau, welcher Sidonie zuweilen begegnete. Auf ihre teilnehmende Frage, wie es dem Kranken gehe, hatte sie mürrisch: „Schlecht“ geantwortet und erwies sich jedem Verlehr unzugänglich.

Desio freundlicher und mitteilbarer war der Neffe, Fred Grandson.

Als er zum erstenmal mit Sidonie zufällig auf dem Treppenabsatz zusammengetroffen war, hatte er sie sehr höflich begrüßt und der schlanken, lieblichen Erscheinung mit mehr als gewöhnlichem Wohlgefallen bewundernd nachgeblickt. Später kamen sie in ein kurzes Gespräch, das sich öfter wiederholte, und bald verging kein Tag, an dem der junge Mann das Mädchen nicht anredete.

Auch Sidonie konnte ihn wohl leiden. Er war ein kräftiger Mensch mit freundlichem Gesicht und ehrlichen blauen Augen. Daß ihn eine Leidenschaft für die junge Lehrerin gepackt haben konnte, daß er sehnsüchtig auf den Moment wartete, bis ihr leichter Schritt auf der Treppe hörbar wurde, das ahnte Sidonie nicht im entferntesten. Sie sollte es jedoch bald erfahren.

Eines Abends stürmte jemand die Treppe herauf und pochte an ihre Thür. Sie öffnete und sah Fred Grandson vor sich stehen, erregt und bleich. Er teilte ihr sich entschuldigend mit, daß sein Onkel soeben in einen so tranken Zustand verfallen sei, daß das Schlimmste zu befürchten stehe. Leider sei gerade an diesem Abend die Pflegerin abwesend, und er dürfe seinen Onkel nicht verlassen, um einen Arzt herbeizurufen. Ob sie ihm den Dienst erweisen wolle?

Natürlich erklärte sie sich sofort dazu bereit, warf ein Tuch um die Schultern und eilte nach der bezeichneten Wohnung des Arztes.

Seit diesem Abend wurde die Freundschaft zwischen den beiden jungen Leuten noch fester geknüpft. Nachdem der Kranke sich von seinem Anfall einigermaßen erholt hatte, verlangte er danach, das junge Mädchen zu sehen, von dem ihm sein Neffe erzählt hatte, und Sidonie betrat zum erstenmale die unteren Räume des Hauses. Die Augen des jungen Mannes leuchteten auf, als ihr Fuß über die Schwelle trat, und auch der Alte streckte ihr mit einfachem Dankeswort die Hand entgegen.

Diesem ersten Besuch folgten andere; Sidonie saß am Lager des Kranken und las ihm vor, oder erquidte mit ihrem Gespräch seine schweren Stunden. Ihr Auge schweifte über die Zimmereinrichtung, die Möbel, die Bilder an den Wänden und die vielfachen Zierrate und Kunstgegenstände. Hier war alles gediegene Pracht und solider Reichtum.

Und der Erbe aller dieser Schätze, der junge Fred Grandson, bot ihr eines Tages sein Herz und seine Hand!

Er bat sie, zu einer Unterredung mit ihr in ein anderes Zimmer zu treten und begann mit seiner wohlklingenden Stimme, wiewohl sichtlich erregt:

„Vielleicht überrascht es Sie, Fräulein Feddersen, was ich Ihnen heute zu sagen mir vorgenommen habe, vielleicht auch nicht. Wie sehr ich Sie hochachte und schätze, das wissen Sie ja längst, aber ich bringe Ihnen noch mehr entgegen. Ich liebe Sie so stark und innig, daß ich glaube, nicht ohne Sie glücklich sein zu können. Darum frage ich Sie, wollen Sie die meine werden und das Leben mit mir teilen?“

Sidonie war vollständig überrascht. Sie vermochte nicht gleich zu reden.

„Sie sollen mir nicht sofort antworten, liebes Fräulein.“ fuhr er sanft fort, „sondern sich meine Worte reichlich überlegen. Ich bin wohl doch zu voreilig gewesen und habe mein Herz nicht zähmen können. Mein Onkel weiß, was ich vorhabe, und ist mit allem einverstanden. Denn auch er hat Sie lieben und achten gelernt und wird unserem Bunde nicht entgegen sein.“

Er sah sie liebevoll an und faßte ihre Hand, welche sie ihm aber entzog.

„Ich kann nicht, Herr Grandson. Ich ehre und schätze Sie hoch — aber die Ihre kann ich nicht werden.“

„Und warum nicht, Fräulein Sidonie? Ich verlange ja nicht sogleich die große Liebe und Hingebung, die ich als Vorbedingung der Ehe für nötig erachte. Aber ich glaube, Sie werden mich lieben können und lieben lernen, wenn wir im täglichen Verlehr uns noch näher kennen.“

„O bitte, reden Sie nicht weiter, Herr Grandson, Sie tun mir weh.“

„Was hindert Sie, mein Fräulein, mir wenigstens eine geringe Hoffnung zu lassen, daß Ihr Wille und Herz sich dennoch für mich entscheide?“

Dichtergaben.

Ich und Du.

Ich halte dich mit beiden Armen,
Wie man sein Liebstes hält,
An meiner Brust sollst du erwärmen
Ein kalter Wind weht aus der Welt.

Ich will dich halten auf den Wogen,
Daß sie nicht nehen deinen Fuß,
Daß nicht dein Herz, hinabgezogen,
Im tiefen Grund erstarren muß.

So laß' dich halten und dich küssen,
Noch bin ich jung und stark und warm,
Noch wird sich alles beugen müssen,
Was dich bedroht, vor meinem Arm.

Reinhold Braun.